

## Ein deutsches Dichterleben.

Das Leben unserer ältern Dichter verlief größtentheils sehr einfach. Sie hatten meistens studirt, dann ein Amt angetreten und dichteten in ihren Mußestunden. Wessen Genius höhere Flüge  
5 versuchte, der sah sich zeitig nach „Gönnern“, „Mäcenen“ um und fand sie im höhern Adel und Fürstenstande. Es wurde keinem unserer großen Geister verdacht, wenn er ambirte, petitionirte, Huldigungsgedichte schrieb, Widmungen seiner Werke erließ und sich in den Besitz eines Amts, einer Pension in den  
10 üblichen Formen der unterthänigsten Devotion zu versetzen suchte. Die vielen Bittbriefe dieser Art, Briefe, die von Klopstock an bis auf Jean Paul genugsam existiren, verdenkt diesen großen Namen jetzt Niemand. Im Gegentheil: sie rühren uns.

[766] Mit der Gegenwart ist es anders. Die Dichter des Tags  
15 theilen sich in zwei Classen: in harmlose und anstößige. Harmlos sind die Poeten, die in ihrer frühesten Entwicklung, in ihrem Naturell, in den Umständen ihrer allmäligen Ausbildung vor dem Zusammenhang mit den Kämpfen der Zeit bewahrt blieben. Anstößig sind diejenigen, die ihr Naturell, ihr Bildungsgang früh  
20 auf die Arena der Zeitkämpfe führte und denen sich ihr Dichten und Trachten mit den philosophischen, kirchlichen und politischen Debatten des Tags versetzte. Sie werden, wie 1853 der Geschmack ist, immer seltener. Die Zeit hat Warnungstafeln aufgestellt.

25 Der Lebenslauf „harmloser“ Schriftsteller geht größtentheils noch immer mit der Gunst derjenigen Beförderung, die sie vor Mangel und Entbehrung schützt. Schwieriger verwickelt sich dem Autor sein Dasein, wenn er an den sich bekämpfenden Ideen der Zeit betheiligte war. Er bleibt, wenn er zu einer Richtung  
30 gehört, die man von oben her verwirft, fast sein Lebenlang auf sich angewiesen. Aemter, Unterstützungen der Großen sind ihm verschlossen. Wachend über die Lauterkeit seiner Ueberzeugung-

gen darf er kaum nach irgend einer Seite hin Schritte zur Verständigung wagen. Er ist der moderne geistige Proletarier, den wol einmal ein Erfolg über die Sorgen einiger Jahre hinwegführen kann, der aber immer wieder aufs Neue bedacht sein muß, für seine fernern Hilfsquellen selbst zu sorgen und sich sein Talent wie nur irgend möglich ergiebig zu machen.

Wer unsere Zeit mit philosophischem Blick beurtheilt, wird in der Entstehung eines solchen subtilern Schriftstellerproletariats ein tieferes Moment unserer Entwicklung nicht verkennen. Er wird daraus Schlüsse ziehen auf die Literatur wie auf die Zeit. Aehnliche Erscheinungen hatte man in der Literatur Englands im vorigen Jahrhundert, nur mit dem Unterschied, daß dort die unruhigen Autoren zwei mächtige Parteien vorfanden, die gleichberechtigt mit einander rangen, sich verdrängen konnten und selbst wenn sie unterlagen, von ihrer Partei mit den nöthigen Gütern des Lebens ausgestattet und von Denen, die mit ihnen gestritten hatten, schadlos gehalten wurden. Auch Frankreich hatte eine anstößige Literatur. Die Encyklopädistenschule gehörte zu ihr; aber ehe die Revolution ihre blutigen Tribunale aufgeschlagen hatte, gingen Thron und Altar, Alles, was auf Bildung Anspruch machte, mit den Grundbegriffen der Revolution, ihren Wortführern und Propheten. Diderot bewegte sich in der höchsten Gesellschaft, wurde von der Kaiserin von Rußland glänzend empfangen und beschenkt, Rousseau konnte sich vor Herzoginnen und Marquisinnen, die ihm mit Gewalt sein Leben auf seidenen Kissen betten wollten, nicht bergen.

Alles Das hat sich geändert. Wie sehr ein liberaler Schriftsteller ein Paria der Gesellschaft ist, wie schwer es ihm wird, selbst bei Erkenntniß etwaiger Irrthümer oder zu geringer Befähigung umzukehren und andere Lebensberufe zu erwählen, wie sehr ihn sein Schicksal treibt, auf der Bahn eines solchen Wirkens und Schaffens, wie es hintennach die Kritik oder Literarhistorie gewöhnlich verurtheilt, fortzugehen, beweise ein Rückblick auf das Leben des kürzlich verstorbenen Dichters Eduard Duller.

Eduard Duller war ein Oestreicher. Ihn wie viele seiner Landsleute ergriff früh die Sehnsucht, mit dem Regen eines poetischen Dranges auch die Heimat aufzugeben und sich von der Kraft seiner Flügel nach den deutschen Gegenden versetzen zu lassen, wo den jugendlichen Hoffnungen Ruhm und Erfolge winken. Es drängt die bald Enttäuschten meist nach Sachsen. Duller wanderte in den dreißiger Jahren nach München. Ein gewisser katholischer, mittelalterlich gestimmter Sinn führte ihn zur Pflanzstätte der neuern Kunst und engverbunden mit seinem Landsmann und Freunde Moritz von Schwind, der die mittelalterliche Auffassungsweise seiner Kunst bis zur höchsten Meisterschaft ausgebildet hat, versuchte sich Duller in der damaligen Modepoesie, der Nibelungenstrophe, in dem damaligen Modedrama, dem Künstlerdrama, in dem damaligen Moderoman, der Spindler'schen Romantisierung des Mittelalters. Es ist nun eine gewöhnliche Erscheinung des modernen Literatenthums, in dem wir eine charakteristische Erscheinung der Zeit anerkannt beanspruchen, daß man vier, fünf Jahre lang einen Scheinruhm, eine Quasiberühmtheit haben kann, ja sogar bedeutende buchhändlerische Erfolge. Wer sich an irgend eine Schule, eine Parteiung, an eine Mode auch nur anschließt, findet Anerkennung und Anerkennung in jeder Beziehung. Die eigenthümliche Verfassung unsers Buchhandels macht es eben möglich, daß ein Verleger drei Jahre lang über das wahre Schicksal eines Verlagsartikels im Unklaren ist. Der junge Autor zieht davon Nutzen. Eduard Duller schrieb Gedichte und Romane mit immer größerem Entgelt. An günstigen Recensionen von Freundeshand fehlte es nicht. Er durfte sogar eine eigene Zeitschrift begründen. Sein Lebensloos schien gesichert.

Bald aber stellte sich heraus, daß es auf dem poetischen Gebiete in Deutschland zweierlei Literatur gibt: eine für das Publicum und eine für die Literaten. Es ist auffallend, wie lange es verborgen bleiben kann, daß beide Kreise völlig verschiedene sind. Es gibt Namen, die Lebenslang nur von Denen, die selbst

schreiben, [767] gekannt und anerkannt wurden und Niemand liest sie, und andere, die Lebenslang von Denen, die schreiben, immer nur angegriffen wurden und Jedes, was sie unternehmen, interessirt das Publicum. Zeitschriften, die in jeder Nummer  
5 Angriffe bringen, die den Literaten von Fach amüsiren, werden vom Publicum übersehen, während Zeitschriften, die dem Manne von der Feder langweilig vorkommen, der Lesewelt Freude machen. Dem Publicum ist die Literatur für Literaten geradezu widerlich; denn fast jede deutsche Stadt trägt ein Exemplar irgend eines solchen eingebildeten Journalscribenten zur  
10 Schau, von dem man so viel Proben seines auf Nichts begründeten Besserwissens und des falschen Effects, der im gedruckten Buchstaben liegen kann, täglich vor Augen hat, daß man von andern Städten gleiche Voraussetzungen hegt und sich gegen die  
15 Privatvergnügungen der Schriftsteller unter sich so viel wie möglich abschließt.

Eduard Duller hatte schon eine Familie begründet, als er zu der Erkenntniß kam, daß seine Gedichte und Romane nicht gelesen wurden. Er hatte die achtbarsten Beweise von poetischer  
20 Anschauung gegeben, von lebendiger Phantasie, aber es lag ein unabweisbarer Typus von Unreife auf Allem, was er schrieb. Er dictirte in wildester Aufregung einem Schreiber Romane, die in Allem, was sich auf ein fleißiges Anschauen alter Bauwerke, auf ein Blättern in alten Miniaturen und Holzschnitten begründen  
25 ließ, in Allem, was legenden- und sagenhaft aus dem Glauben und Träumen des Mittelalters mit unterlief, anerkennenswerth waren, die aber in Dem, was an wahren menschlichen Interesse und sittlicher Fesselung der Theilnahme geboten wurde, unter dem Gewöhnlichsten standen. Da trat denn eine Krisis ein, die  
30 ihm vorschreiben mußte, sich vorläufig auf die Journalistik zu beschränken.

Die Lebensansprüche eines solchen deutschen Autors sind so gering. Eine kleine Wohnung in Frankfurt am Main, ein Gärtchen, mindestens ein grüner Rasenplatz mit einem Hollunder-

baum, unter dem man mit einigen Freunden Cigarren rauchen, bescheiden deutschem Gerstentrank zusprechen und von Krieg und Frieden auf politischem und literarischem Gebiete plaudern kann, ein regelmäßiger Spaziergang um die Thore, ein gutes Lesezimmer, alle Wochen einmal eine Wanderung in den anmuthigen, quellenreichen Taunus, alle Jahre ein kleiner Ausflug einige Meilen weiter an den Rhein; dazwischen eine möglichst lebhaft Correspondenz mit Buchhändlern, Redactionen; dann noch die damalige Quälerei und Hetzjagd mit der Censur, auch wol eine gekündigte Aufenthaltskarte, ein langes Mühen und Schreiben und Gequältwerden um Pässe und Heimatscheine – das ist so das Leben eines deutschen Schriftstellers im 19. Jahrhundert, der sich von Monat zu Monat, von Vierteljahr zu Vierteljahr hinarbeiten muß und sich im Stillen nur tröstet, daß einst der Tod ihm doch wol Friede und vielleicht einige Unsterblichkeit bringen werde.

Eduard Duller hatte einen preußischen Leutnant kennen gelernt, der einen großen Einfluß auf seine Richtung gewann. Es war in Trier beim Besuche seiner Braut, wo er mit einem jungen, ernstern, poetisch angeregten Manne im blauen Rock mit rothem Kragen und dem silbernen Porte-épée am Degen bekannt wurde. Es war dies Friedrich von Sallet. Noch war in diesem zu jung verstorbenen, eigenthümlichen Dichter nicht die speculativ grübelnde Verstandesmystik aufgegangen, die ihm später sein *Laienevangelium* eingab; Sallet versuchte sich in kleinen epischen, selbst scherzhaften Gedichten. Aber schon beförderte er Duller's Trennung von dem mittelalterlichen Bann, in dem dieser bisher gelebt hatte, die Trennung von den Todtentänzen, Beguinen, Vehmbünden, Hexensabbathen und jener ganzen chronikalischen Welt des Mittelalters, in der sein älterer Freund Moritz von Schwind sich damals im Badnerlande, an dem sagenreichen „Mummelsee“ mit seinen weißen, glänzenden Mondscheinnixen immer mehr befestigte. Duller ging zu den neuen Anschauungen der Zeit über und ergriff mit einer ihm

eigenen, mehr krankhaften als sichern Lebhaftigkeit die damals lichtfreundliche Debatte, die Polemik um den trierer Rock und den Deutschkatholicismus. Sorge um seine Existenz trieb ihn vom theuern Frankfurt nach dem wohlfeilern Darmstadt. Er arbeitete mit rastlosem Eifer vom Morgen bis zur Nacht bald für eine Zeitung, das „Vaterland“ genannt, bald für eine populäre „deutsche Geschichte“, die er zu veröffentlichen gedachte. Letztere erschien auch und machte Glück. Man wird die beiden kleinen, mit vielen Holzschnitten gezierten Bändchen kennen, die man gern seinen Söhnen am Weihnachtsabend zur Bescherung aufstellt. Das Misgeschick des deutschen Schriftstellers ist aber auch dies, daß, wenn ihm einmal etwas glückt, er doch nur geringen Vortheil davon hat. Duller hatte diese schon in vielen Auflagen erschienene Geschichte unter ungünstigen Bedingungen verkaufen müssen. Nun ruhte er nicht, diesen Erfolg einzuholen. Er befreite sich von Allem, was an ihm noch „belletristisch“ war. Er vereinfachte seinen bilderüberladenen Stil. Er befließigte sich populärer Natürlichkeit. Er schrieb Ergänzungen zu Schiller's Geschichte des Abfalls der Niederlande, er reiste nach Wien, um [768] Materialien zu einem Werke über Erzherzog Karl zu sammeln. Doch diese fernern Unternehmungen wollten wiederum nicht recht glücken und wieder stand ein rastloses, bescheidenes Streben an einer neuen Krisis. Ewig die Feder führen, Bogen auf Bogen füllen, wer erträgt das! Wer sehnt sich nicht nach einem Augenblick, wo endlich nur der Genius, nur der gereifte, geläuterte Geschmack die Feder ergreift, nur das Gefeilte, Gelungene, vielfach Geprüfte in die Oeffentlichkeit tritt! Auch unser Duller sah sich um, ob Niemand ihm eine helfende Hand bot, ob er ewig nur allein auf sich angewiesen sein sollte, ob Niemand von Denen, die reich und mächtig sind, an ihm übersehen würden, daß er zu Denen gehörte, die für die Bewegung geschrieben! In Darmstadt war manche Gelegenheit, seinen bescheidenen Ansprüchen entgegenzukommen. Man gab ihm das Zeugniß eines achtbaren, gut-

müthigen, freundlichen Mannes, der sich edel und rein seinen bürgerlichen Namen erhielt. Allein er ging mit den Deutschkatholiken. So verschloß sich ihm jeder Beistand, jedes Entgegenkommen.

5        So wurde Eduard Duller getrieben, sich nun ganz nur noch an seine nächsten Gesinnungsgenossen anzuschließen. Er unterwarf sich einem Candidatenexamen und wurde deutschkatholischer Pfarrer. Nirgends aber wollte man ihn bestätigen, in Darmstadt, in Mainz nicht. Endlich fand er, müde und krank, in Wiesbaden  
10 ein Asyl. Er raffte seine letzte Kraft zusammen, eine umfassendere deutsche Geschichte zu schreiben. Zwei Bände des fleißigen, warm und edel gehaltenen Werks sind erschienen. Mitten in der Ausarbeitung dieses sogleich von zwei Concurrnzwerken (Pfaff und Venedey) bedrohten und vorzugsweise von der Minorität seiner Gesinnungsgenossen unterstützten Werkes kam der  
15 Tod, der ihn schon lange umkreiste, immer näher und näher. Er starb, wie ein Schriftsteller des 19. Jahrhunderts stirbt, mit der Feder in der Hand, mit dem letzten Correcturbogen seines gerade im Drucke befindlichen Werkes auf der Decke seines Krankenlagers, mit dem letzten schmerzlichen Seufzer des zurück-sinkenden Hauptes und zusammenbrechenden Körpers: Ich kann  
20 nicht mehr!

Wenn ihr nun wieder so allgemeine und Alles in Allem zusammenfassende Verurtheilungen der neuen Literatur lest, wie  
25 deren genug geschrieben werden, so vergegenwärtigt euch den Lebenslauf eines solchen im Alter von 45 Jahren abscheidenden braven, liebevollen, kindlichen Gemüths und eines wahrhaft „armen Poeten“ und aus dem dunkeln Walten der Zeit wird euch Manches doch in anderm Lichte aufgehen, als man in den  
30 gelben Gaslaternen unserer Herren Kritiker und Literarhistoriker angesteckt findet.